

Alexander Wendt

VER
ACH nach
unten
TUNG

Für J.

»Verstehen heißt immer verstehen, was auf dem
Spiel steht.« *Hannah Arendt*

Alexander Wendt

**VER
ACH** nach
unten
TUNG

**Wie eine Moralelite die
Bürgergesellschaft bedroht -
und wie wir sie verteidigen können**



Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



2. Auflage

ISBN 978-3-95768-259-8

© 2024 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

www.lau-verlag.de

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagentwurf: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Satz und Layout: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Druck und Bindung: Finidr, s.r.o.

Printed in Czech Republic

Inhalt

Der große Fortschritt zurück	7
EINS	
Friede dem Zentrum, Krieg der Peripherie	13
ZWEI	
Das neue Kapital	51
DREI	
Techniken der Verachtung	85
VIER	
Ankläger	125
FÜNF	
Neue Stämme	191
SECHS	
Plattformen	233
SIEBEN	
Bürger	305
ACHT	
Provisorischer Frieden – ein Entwurf	353

Der große Fortschritt zurück

»Es gibt einen Krieg zwischen denen, die sagen, es gibt Krieg/
und denen, die sagen, es gibt ihn nicht.« *Leonard Cohen*

Tief ist der Schacht, in dem die linken Ideen liegen. Die Ideen der historischen Linken wohlgemerkt, die vor langer Zeit immerhin mit der Absicht angetreten war, bessere Verhältnisse für alle zu schaffen. Fast immer scheiterte sie mit dieser Absicht. Oft verschlechterte sie das Leben derjenigen, deren Befreiung sie zu ihrem Ziel erklärt hatte.

Diejenigen, die heute in der Hülle der Linken operieren, teilen mit dieser antiken Linken nur noch Symbole und Gesten, aber längst nicht mehr die Ziele.

Die alten linken Ideen lagern an einem bekannten, aber nicht mehr zugänglichen Ort. Für das Überzeugungssystem, das sich heute als fortschrittlich ausgibt, bedeutet diese Endlagerung der alten emanzipatorischen Ideen nicht nur einen Vorteil, sondern geradezu die Existenzgarantie. Denn die bloße Symbolik der alten Fortschrittsbewegung genügt heute, um den Kritikreflex des politischen, akademischen und medialen Milieus links der Mitte weitgehend abzuschalten, selbst dann, wenn es sich um eine Bewegung handelt, die ihre Ziele nur notdürftig mit einem progressiven Firnis überzieht, in Wirklichkeit aber darauf zielt, die Gesellschaft weit zurückzuwerfen, hinter die Aufklärung, hinter die bürgerliche Emanzipation, in ein neues dunkles Zeitalter des Tribalismus und damit notwendigerweise in eine Ära des permanenten Unfriedens.

Für die klassische Linke, wie sie im vorvorigen Jahrhundert in Europa und nur dort entstand, bildete die Kritik an

den ökonomischen Verhältnissen den Kern der Gesellschaft. Sie formierte sich in der Absicht, ungerechte Verhältnisse zu überwinden, und nicht, um sie zu bewirtschaften. Die ursprüngliche linke Bewegung besaß viele Schwächen und ausgedehnte blinde Flecken. Sie konnte mit Liberalität wenig bis nichts anfangen, sie überschätzte die Ökonomie als eigentliche Gesellschaftsgrundlage. Kultur samt Religion galt ihr nur als Überbau. Aber der Marxismus, der reformerische Teil der Arbeiterbewegung, auch verwandte Modelle wie die heute vergessene Staatswirtschaftsutopie Fichtes versprachen, die Menschen aus ihren Fesseln zu lösen. Ihr Stand sollte nach der gelungenen Befreiung keine Rolle mehr spielen. Nicht ihre Hautfarbe, nicht ihr Geschlecht oder die Tatsache, dass es sich bei den Befreiten um Europäer handelte. Gesellschaftsmitglied, das reichte ihnen als Identität.

Die klassische linke Ideologie plädierte gerade dafür, dass nicht der Einzelne eine Schuld an schlechten Zuständen tragen sollte, sondern dass ökonomischer Druck sie verursacht, wie es bei Bertolt Brecht heißt: *Wir wären lieber gut anstatt so roh/doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.*

Deshalb sollten bekanntlich alle Verhältnisse umgeworfen werden, die aus Menschen verächtliche Wesen machten.

Marx und Engels glaubten, schon im Kapitalismus sei alles Stehende und Ständische verdampft. Das stimmte nie. Über die Beständigkeit kleiner Formen selbst unter großen Veränderungswellen gibt Lampedusas »Gattopardo« besser Auskunft als viele Bände großer Gesellschaftstheoretiker. Aber dass Theoretiker und Praktiker, die sich heute die alten linken Symbole borgen, nach einer neuen stehenden und ständischen Gesellschaft streben, dass sie es für Fortschritt halten, wenn sich eine Gesellschaft wieder nach Eigenschaften wie Hautfarbe, Geschlecht und Herkunft gliedert und dass sie eine unabänderliche Verächtlichkeit bestimmter Menschengruppen als neue Doktrin verkünden – diese Entwicklung

hätte die Klassiker der alten Linken mindestens verblüfft. Es wäre für sie auch eine Lektion darüber gewesen, was sich mit ihren Begriffen anstellen lässt.

Wo das Bewusstsein das Sein regieren will, spielt kulturelles Kapital eine wichtigere Rolle als das Materielle. Die neue Priesterkaste stützt ihre Macht darauf, dass sie kulturelles Kapital schöpft, verteilt und auch wieder entziehen kann. Statt wie die alte Linke Produktionsmittel zu beherrschen – ein mühsames Geschäft –, möchten die neuen Priester die Sinnproduktion kontrollieren.

Wer unter einem progressiven Vorzeichen zur alten Stammes- und Standesgesellschaft zurückwill, der muss auslöschen, was im Zentrum der alten Linken und der Sozialreformer stand: die soziale Frage.

Wer von Gruppenidentität spricht, muss sich sozial blind stellen. Wer Menschen vor allem als Träger einer Hautfarbe und einer Herkunft sehen will, darf sich nicht für ihr Einkommen interessieren. Denn nur dann fügt sich der zum Mindestlohn bezahlte Kraftfahrer als Träger des weißen Privilegs in das Gesellschaftsbild ein, während die Staatssekretärin, deren Eltern als arabische Einwanderer kamen, lebenslanglich zu den Marginalisierten und potenziell Diskriminierten zählt, unabhängig von Status und Gehalt. Diejenigen, die so argumentieren, kehren die linke Klassik um. Der angemessene Begriff für sie lautet: verkehrte Linke, regressive Progressive, Kräfte, deren Zukunftsentwurf sich die Vergangenheit zum Vorbild nimmt. Soziale Blindheit ist die erste Forderung, die verkehrte Linke an sich selbst stellen müssen. Dieses Buch handelt von den Kräften, die in ihrem Moraldünkel Schwächere von oben belehren und an den Rand der Gesellschaft drängen, und das in sozialer und in kultureller Hinsicht. Wer nicht zur Kaste der neuen Hohepriester gehört, soll keine legitimen Interessen mehr vertreten dürfen. Sondern sich schuldig fühlen und schweigen.

Neue Gesellschaft, das bedeutet nicht, dass alles umgestürzt würde. In dem moralischen Kapitalismus steckt selbstverständlich noch der alte, so wie die kleinere Matrjoschkapuppe in der größeren. Dieses Buch versucht deshalb, auch eine politische Ökonomie dieser im Entstehen begriffenen neuen Verhältnisse zu entwerfen.

Die neue moralische Klasse, die sich links ausstaffiert, arbeitet in den westlichen Ländern gerade daran, die Früchte der Aufklärung zu vernichten – und das unter dem Banner des Fortschritts. Wer die bürgerliche Emanzipation verteidigt, egal aus welcher Perspektive, handelt nach ihrer Logik als Reaktionär. Die aufsteigende moralische Kaste praktiziert nicht nur die einfache, sondern gleich die mehrfache Verdrehung von linken und überhaupt von modernen politischen Begriffen. Für dieses Phänomen gibt es in der Ideologieggeschichte kein Vorbild: Den Weg zurück in die Vormoderne erklärt eine einflussreiche Allianz von Theoretikern, Politikern, Anführern von Institutionen und Medienvertretern heute nicht nur als fortschrittlich, sondern sogar für *den* Fortschritt schlechthin, für seine einzige legitime Form.

Verachtung nach unten handelt von dem Versuch, die Bürgergesellschaft durch eine neue, von Hautfarbe, Herkunft, Geschlecht und Religion definierte Gesellschaft der Stämme zu ersetzen, Parlamente durch Ständeversammlungen, den westlichen Individualismus durch das Denken im Kollektiv, die Meritokratie durch die Zuteilung von Ressourcen nach Quoten, das Aushandeln von Begriffen mit Rede und Gegenrede durch eine unkritisierbare Orthodoxie und den westlichen Rationalismus durch einen Okkultismus.

Dieses Buch beschreibt, was die Gesellschaft verlieren würde, wenn sich die neue Kaste tatsächlich als unangefochtene Macht etablieren sollte. Ihr Glaubenssystem enthält nichts Menschenfreundliches, nichts Befreiendes, nichts, was eine Gesellschaft befrieden könnte. Es macht die Gesellschaft hys-

terischer, paranoider, instabiler, ärmer und primitiver. Es verbessert außerhalb der Priesterkaste selbst nirgendwo die Lebensbedingungen.

Die dauernde Anklage bildet den Modus dieser Kaste, die ihrerseits nirgends erkennen lässt, welche Kritik, welche Gegenentwürfe sie denn noch zuließe, wenn sie einmal vollständig herrschen würde.

Alles, was den Westen wertvoll macht, steht auf dem Spiel: die Idee des Bürgers, die Rationalität, das Prinzip von Rede und Gegenrede, die offene Entwicklung.

Die Alternative dazu wäre eine Gesellschaft, die in eine Finsternis fortschreitet.

EINS

Friede dem Zentrum, Krieg der Peripherie

»Die Vorstellung des permanenten Wandels macht das Leben unmöglich.« *Michel Houellebecq*

Dieses Buch soll unter anderem davon handeln, wie Abstraktion das Konkrete verdrängt. Die Debatte über den Zustand der Gesellschaft lässt sich nur durch Anschauung beginnen. Eine Gesellschaft besteht nicht aus Begriffen, sondern aus Personen, Orten, Landschaften. Wer Territorien durchstreift und mit ihren Bewohnern spricht, dem bleiben Konflikte nicht lange verborgen. Es gibt dabei nur eine wesentliche Bedingung: Es sollte sich um möglichst unterschiedliche Gebiete und Menschen handeln. Klassen und Schichten existieren auch in der Gegenwart, also der Epoche nach dem klassischen Industriezeitalter. Auch in Westeuropa, der Weltgegend, die mehr Aufwand betreibt als alle anderen, um Ungleichheit zu mildern, manchmal auch nur, um sie zu verdecken. Das soziale Oben und Unten stellt sich heute etwas anders dar als im neunzehnten Jahrhundert oder in der Mitte des zwanzigsten. Geld oder vielmehr Geld allein bestimmt heute weniger über den Platz des Einzelnen als noch vor zwei oder drei Generationen. Trotzdem herrscht nicht mehr Gleichheit als damals. Beginnen wir deshalb mit einer Wanderung durch eine imaginäre westeuropäische Stadt, zusammengesetzt aus mehreren real existierenden Gegenden. Fangen wir ganz außen an, räumlich und was den Status der Bewohner betrifft, nämlich in einer Hüttensiedlung vor Lissabon, in der Einwanderer aus

Afrika ankommen, um von dort so schnell wie möglich in die Metropolen weiterzuwandern, wo fast alle auf das Gleiche hoffen: eine berechenbare Umgebung für sich und ihre Familien, kurzum: Stabilität.

Von dort durchqueren wir in Berlin eine Übergangszone zwischen unsicheren und schon halbwegs stabilen Verhältnissen, bevor wir ins Zentrum des progressiven Denkens vordringen, genauer: in eins von vielen Zentren, in die Berliner Eigentumswohnung eines mittelalten Aktivisten, der verspricht, die industrielle Zivilisation des Westens niederzureißen, und für dieses Vorhaben eine symbolische Anleihe bei der Roten Armee Fraktion aufnimmt. Von dort aus geht es ins deutsche Hillbillygebiet am Rand von Leipzig zu einem Facharbeiter, dessen Leben sich aus Sicht des progressiven Zentrums am besten in einer Anklageschrift zusammenfassen lässt: Erwerbsarbeit in der fossilen Industrie, Eigenheim, Familie, zwei Autos, reaktionäre Ansichten. Ein Grill im Garten kommt verschärfend dazu.

Die Migranten im Hüttendorf am Atlantik und der traditionelle ostdeutsche Facharbeiter ähneln einander in einem Punkt. Sie wünschen für sich eine Umgebung, in der sie halbwegs würdig leben können, und die sich bestenfalls langsam ändert. Hier verläuft die wichtigste Trennlinie innerhalb der modernen westlichen Gesellschaften: Sucht jemand vor allem Stabilität? Oder verlangt er den großen Auf- und Umbruch, die schnelle Transformation in eine Zukunft, die sich so radikal wie möglich von der Gegenwart unterscheiden soll?

Der zweite tiefe Unterschied liegt in dem, wofür es in der identitätspolitischen Debatte das Wort *Sichtbarkeit* gibt. Die Neuankömmlinge in ihrer Behelfssiedlung, der Facharbeiter mit Auto und Haus, der als Typus verschwinden soll – keiner von ihnen spielt in der gesellschaftlichen Debatte eine große Rolle. Keiner besitzt die Macht, bestimmte Begriffe zu prägen und andere aus der Öffentlichkeit zu verdrängen. Auch das

trennt die Diskursmeister im Zentrum von den Gestalten am Rand.

Sichtbar werden sie, wenn beispielsweise der Autor dieses Buchs sich auf den Weg macht, um ihnen Fragen zu stellen. Willkommen zur Grand Tour von der Peripherie ins Zentrum.

Von der Station Belem in Lissabon dauert die Überfahrt nach Trafaria eine Viertelstunde. Ein Trampelpfad führt vom Landungssteg auf der anderen Seite des Tejo an dem Silokomplex des Hafens vorbei. Wer sich an diesen erdigen Weg hält, der über eine Grasfläche mit kleinen Haufen von Schutt und Müll führt, verlässt Europa nach ungefähr zehn Minuten. Jedenfalls das Europa der befestigten Straßen, der von Bauarbeitern errichteten Häuser und unterirdisch verlegten Stromkabel. Die Siedlung in der Cova de Vapor, der Dampfbucht, beginnt unmittelbar hinter der wilden Grasfläche und den Einfamilienhäusern von Trafaria. Die Dampfbucht bildet ein kleines Sondergebiet, das niemand zu sehen bekommt, der von der Fähre aus die Hauptstraße nimmt, um zur Costa da Caparica zu fahren, dem langen Strand der Stadtbewohner und Touristen.

Das Baujahr der Häuser in der Dampfbuchtzone lässt sich schwer schätzen. Sie können vor zehn Jahren entstanden sein oder vor einer Woche. Meist bestehen sie aus roten Hohlziegeln, ungleichmäßig verputzt oder gar nicht, manche sind mit Blechplatten gedeckt. Es gibt bessere, die wie stark vereinfachte Versionen der normalen Häuser in Trafaria wirken, und sehr schmale Schuppen mit winzigen unverglasten Öffnungen in der Mauer, die vielleicht nur als Lager für irgendetwas dienen, vielleicht aber auch als Behausung oder beides.

Zwischen Stangen an den Wegen hängen Elektroleitungen, ganze Bündel, die an irgendeiner Stelle von der regulären Stromversorgung abzweigen.

Etwa sechshundert dieser Hütten stehen auf der kleinen Fläche, manche mit Meerblick. Die etwa dreitausend Be-

wohner stammen fast alle aus Afrika. Cova de Vapor ist eine Ankunftsstadt, eine von weltweit vielen Arrival Cities, um den Begriff zu benutzen, den der kanadische Autor Doug Saunders mit seinem Buch über die weltweiten Wanderungsströme prägte. Eigentlich handelt es sich um ein Ankunfts-dorf. Es gibt fast nur Provisorien. Diejenigen, die vorübergehend hier einziehen, möchten schnellstmöglich auf die andere Seite des Tejo, in die Stadt oder in andere Städte anderer europäischer Länder. Wer in der Siedlung lebt, befindet sich, was die Schwierigkeiten der Route angeht, ungefähr auf halbem Weg zwischen seinem Herkunftsland und einem Apartment in Lissabon.

Die meisten Bewohner der Dampfbucht stammen aus Kap Verde und anderen ehemaligen Kolonien Portugals. Der Inselstaat gehört zu den stabilsten afrikanischen Staaten; Einkommen und Lebenserwartung liegen an der Spitze unter den Ländern des Kontinents. Allerdings bietet das Land Stabilität unter bescheidenen Verhältnissen. Wer in die Wohlstandszone nach westlichen Maßstäben ausbrechen will, findet dort nur sehr wenige Möglichkeiten. Nach Europa kommen gerade nicht die Ärmsten der Armen, wie es immer wieder heißt, sondern eher Menschen aus der Mittelschicht, die das nötige Geld für den Weg überhaupt aufbringen können. Für diejenigen, die weggehen, kommen wiederum Migranten aus dem ärmeren Nigeria auf die Kapverdischen Inseln. Die meisten Bewohner der Dampfbucht arbeiten entweder drüben in der Stadt oder in der kleinen dörflichen Wirtschaft der Siedlung.

Jorge Esteves stammt aus Luanda, der angolanischen Hauptstadt. Wie fast alle Dampfbuchtbewohner will er schleunigst weiterkommen. In seinem Fall heißt die nächste Station, die er sich vornimmt, Frankreich. Nach seiner Ankunft vor Lissabon bewarb er sich als Koch. Als das nicht klappte, arbeitete er als Küchenhelfer und später auf dem Bau. Mit dem Einkommen schaffte er es vorübergehend aus der Dampfbuchthütte.

Er mietete ein kleines Apartment, zwar nicht drüben in Lissabon, aber in der regulären Siedlung an der Costa da Caparica. Das veränderte allerdings seine Rechnung. Die Miete, 580 Euro im Monat, fraß einen großen Teil seines Bauhelfergehalts wieder auf.

Als er seine Anstellung verlor, ging er zurück in die Siedlung. »Die Nachbarn«, sagt er, »haben mich wieder aufgenommen.« Streitereien und Abneigung zwischen Festlandafrikanern wie ihm und Kreolen aus Kap Verde, erzählt Jorge, gebe es nicht. »Seit ich hier hingekommen bin, habe ich nie ein Problem wahrgenommen.« Auch die Beziehung zu den Weißen in der Nachbarschaft von Trafaria sei friedlich. Um die Regulierung von Streitigkeiten kümmert sich der Präsident der Siedlung, Paulo Silva, genannt *faisca*, ein Weißer. *Faisca* kann im Portugiesischen Blitz bedeuten, Aufblitzen, Funkeln, auch Goldkörnchen, die im ausgewaschenen Flusssand übrig bleiben.

Jorge geht zwei Beschäftigungen nach, einer, die ihn weiter seinem *faisca* näherbringen soll, und eine, mit der er seinen Lebensunterhalt verdient. Mit vier Freunden gründete er die Musikgruppe »2825-Segundo Gueto«, also »zweites Ghetto«, kombiniert mit der Postleitzahl des Ortes. Am liebsten würde er eine Tanz- und Theaterschule gründen. Um Geld zu verdienen, geht er jeden Tag zum Muschelfischen an den Tejo. »Du kannst davon leben«, sagt er. »Es gibt Tage, an denen du nichts im Netz hast. Aber das ist nun mal beim Fischen so.«

Im Schnitt verdient er damit die Hälfte des portugiesischen Mindestlohns, der bei 650 Euro liegt. Sein Motto für die Lebensplanung ähnelt dem Plan der anderen Dampfbuchtbewohner. »Ich nehme, was ich kriegen kann.« Er weiß, dass die Siedler dort zwar im Außenbereich der Gesellschaft leben, aber noch nicht ganz unten. Es gibt auch Goldkörnchensucher, die sich aus verschiedensten Gründen noch nicht einmal in einer Hütte der Cova de Vapor halten können.

Drüben am Stadtufer vor einem gelben zweistöckigen Haus in der Nähe des Bahnhofs Cais do Sodre stehen jeden Tag Obdachlose, die versuchen, hier in der Sozialstation einen Schlafplatz und eine Gelegenheit zum Duschen zu bekommen. Fast alle sind dunkelhäutig. Die Hoffnung, in eine bessere Zone springen zu können, die Angst, noch tiefer zu fallen – das eine wie das andere liefert die Lebensenergie für die Dampfbucht.

Von diesen Ankunftszone n fließt ein Strom von immer neuen Dienstleistern in die eigentliche Gesellschaft, Küchenhilfen, Reinigungskräfte und Händler von illegalen Substanzen für Stadtbewohner, Erntehelfer für Tomatenplantagen, Lotsen, die Autofahrer auf Parkplätze winken und in Supermärkten die Einkäufe in Tüten verstauen.

Die Bewohner der wohlhabenden Zonen nehmen die einzelnen Dienstleister wahr, vielleicht auch noch hier und da den größeren Strom, mit dem sie kommen, aber fast nie die Ankunfts- und Durchgangszonen. Für die Dampfbucht gab es in den vergangenen Jahren eine Ausnahme, die das Gebiet in der Peripherie direkt, wenn auch nur sehr vorübergehend, mit dem Zentrum der Gesellschaft verband. Im Jahr 2012 wurde Guimarães Europäische Kulturhauptstadt, sehr viel öffentliches Geld wartete darauf, für Projekte ausgegeben zu werden. Eins dieser Projekte wurde das Casa do Vapor, errichtet von einer Architektengruppe, eine Holzkonstruktion mit einer Gemeinschaftsküche mitten in der Siedlung. Ihr Holzhaus bezeichnete das Architektenkollektiv als *partizipatorisches Design* und *kollektive Bricolage*; als Austauschort zwischen Praktikern, Teilnehmern und lokalen Anwohnern. Es gibt einen Text der portugiesischen Architektin Joana Braga dazu; sie bezieht sich darin unter anderem auf Konzepte des sozialen Raums der belgischen Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe und der Architekturtheoretikerin und Derrida-Schülerin Doina Petrescu. Für die Hüttenansammlung von Cova de Vapor benutzt Braga eine Umschreibung, in der die Be-

wohner nicht direkt vorkommen und die sie nie selbst benutzen würden. Die Siedlung nennt sie eine einzigartige soziale und urbane Umgebung, geformt von verschiedenen Sehnsüchten, und Produkt der Selbstorganisation.

Über den Austausch zwischen den kurzzeitig gelandeten Architekten und Theoretikern des sozialen Raums einerseits und den Bewohnern auf der anderen Seite findet sich in den Dokumentationen fast nichts. Viele Fotos, die ihren Text illustrieren, zeigen Mittelschichtsangehörige, die bei der Arbeit an der Holzkonstruktion optimistisch in die Kamera schauen. Das mit dem europäischen Kulturhauptstadtprogramm finanzierte und von Aktivisten errichtete Gemeinschaftshaus aus Holz stand merkwürdigerweise nur ein Jahr, bis 2013. In der Dampfbucht, wo praktisch alles aus Provisorien besteht, gehörte das Kulturhauptstadtgeschenk zu den kurzlebigsten Bauten überhaupt. Es scheint, dass die Bewohner mit dem Haus der Architekten und Sozialtheoretiker sehr viel weniger anfangen konnten als seine Schöpfer aus dem Gesellschaftskreis Nummer eins.

Niemand in den Ankunftszonen beschäftigt sich mit kollektiver Bricolage. Auch nicht auf der nächsten Stufe, falls ihnen der Aufstieg gelingt. Jeder bastelt an seinem eigenen Leben und dem seiner Familie.

Auch diejenigen, die wandern, möchten nicht ständig irgendwohin aufbrechen. Sie möchten ankommen. Ihre Wünsche klingen einfach. Ein Apartment mit zuverlässiger Stromversorgung, ein festes Einkommen, Zugang zum Gesundheitswesen, die Möglichkeit, etwas Geld zurückzulegen, eine Familie, eine Zukunft ohne extreme Umbrüche. Das Gegenteil, den ständig schwankenden Grund unter den Füßen, kennen die Zuzügler jedenfalls besser als die anderen.

Die meisten von ihnen kommen, weil sie nicht, wie es eine deutsche Sozialdemokratin einmal formulierte, »die Regeln des Zusammenlebens täglich neu aushandeln« wollen. Wie

übrigens auch so gut wie alle Alteingesessenen. Die Migranten aus chaotischen Ländern wissen, dass es nirgends friedlich zugeht, wo ein täglicher Kampf aller gegen alle um gegenwärtige und künftige Regeln herrscht. Und dass Zustände dieser Art bestenfalls den Wohlstand kleiner kleptokratischer Gruppen garantieren, aber nie ein gutes Leben für die Mehrheit.

Es gibt wohl keinen Prozess, der so widersprüchlich verläuft und solche Sprengkraft besitzt wie die massenhafte Armutseinwanderung in die Länder des Westens. Zum einen gibt es keinen besseren Beweis für die zivilisatorischen Errungenschaften, die hier die Gesellschaft prägen. Regeln, die eben nicht der täglichen Aushandlung unterliegen. Weitgehend intakte Institutionen, ein ebenfalls noch einigermaßen intaktes, wenn auch nicht mehr unangefochtenes Gewaltmonopol des Staates. Und als Folge dieser Bedingungen ein hohes Sozialkapital, also ein allgemeines Vertrauen in Verträge und Absprachen, eine Sicherheit, dass Eigentums- und sonstige Bürgerrechte auch morgen noch gelten. Die Ausstrahlung dieses Westens als Sehnsuchtsort stellt für die antiwestlichen Neolinken ein erhebliches argumentatives Problem dar. Denn in ihren Augen bildet der Westen als Ganzes ein rassistisches, ungerechtes System; alles, was sie tun und fordern, läuft daraus hinaus, die westliche Bürgergesellschaft abzuräumen, und stattdessen gerade die tribalistischen Verhältnisse zu errichten, vor denen viele Migranten fliehen. Die aus dieser Argumentationsnot geborene Erzählung der Neolinken, der Westen verdanke seinen Wohlstand der kolonialen Ausbeutung, habe die Länder des *globalen Südens* ruiniert, und bei dem Zustrom der »Verdamnten der Erde« (Frantz Fanon) handle es sich um die verdiente Strafe für eine untilgbare Schuld, diese Schutzbehauptung erweist sich schon beim ersten Blick als Unsinn. Ganz offenkundig kommen keine Ströme von Armutsmigranten aus Ostasien, obwohl der Kolonialismus (europäischer, aber auch innerasiatischer) zur Geschichte etlicher Staaten gehört,

dazu oft noch zerstörerische Kriege. Zum Zeitpunkt ihrer Unabhängigkeit lag das Prokopfeinkommen in einigen afrikanischen Ländern sogar höher als etwa in Singapur. Der Westen verdankte seinen Wohlstand außerdem bestenfalls in einem sehr geringen Maß seinen Kolonien, für die heutigen Volkswirtschaften spielt er praktisch keine Rolle. Für das Deutsche Reich erwies sich das kurze Kolonialabenteuer in der Gesamtrechnung sogar als Verlustgeschäft. Es waren vielmehr die Rechtssicherheit, die Stabilität, die wachsenden bürgerlichen Freiheiten, die den Boden für Massenwohlstand bildeten. Das galt für westliche Länder mit Kolonialbesitz genauso wie für Staaten ohne jede Kolonialpolitik. Aus dem gleichen Grund entstand auch der Massenwohlstand in Südkorea und Singapur, beides ehemals kolonial unterworfenen Staaten.

Zum einen widerlegt die Realität der Migration also die progressive Mustererzählung vom schuldigen Westen mit seiner zum Abriss freigegebenen Ordnung. Zum anderen lieben die Erwachten die Migration – allerdings nur, soweit sie sich in ihr Weltbild einfügen lässt. *Die Migranten* stellen für sie gesichtslose soziale Figuren dar. Für ihre individuellen Schicksale interessieren sie sich nicht sonderlich. Sie müssen als Typus in die Erzählung passen, als Opfer, als Verbündete im Kampf gegen den Westen, als Maskottchen für Projekte wie das kurzlebige Holzhaus in der Dampfbucht vor Lissabon. Für Einwanderer, die einfach nur eine kleine Stabilität für sich suchen, die sich möglicherweise sogar im Westen assimilieren möchten, gibt es in den Erzählungen und Gesellschaftsentwürfen der Neulinken keine Verwendung. Zu jeder Integration gehört auch zu einem gewissen Teil eine Assimilation, eine Anpassung an neue Verhältnisse.

Interessanterweise kämpfen drei ansonsten höchst unterschiedliche Gruppen dagegen, dass sich Migranten vor allem aus islamischen Ländern dem Westen anverwandeln. Erstens die identitätspolitischen Neoprogressiven, die darin zu Recht

eine Unterminierung ihrer Ideologie sehen. Zum zweiten die Identitären von Rechtsaußen, die darauf bestehen, ein Einwanderer aus Somalia, aus Tunesien, aus der Türkei, selbst ein Nachkomme von Migranten aus diesen Ländern könnte niemals wirklich Deutscher, Österreicher oder Franzose werden. Und drittens die Vertreter des politischen Islam, die eine Angleichung, eine Verwestlichung von Einwanderern für ein Unglück halten, das unbedingt verhindert werden muss. Für sie bedeutet es auch ein Unglück, denn sie würde die Machtbasis islamischer Kräfte im Westen gefährden. Alle drei Gruppen würden aus unterschiedlichen Motiven Migranten am liebsten lebenslang in das Gefängnis einer Identität sperren.

Vielleicht machen Einwanderer in manchen Ländern das Land ihrer Wünsche durch ihre Menge und das Tempo ihrer Ankunft unsicher, so wie auch Touristen bekanntlich das zerstören können, was sie suchen. Daran, dass nicht alle, aber viele Migranten für sich vor allem sichere Verhältnisse wünschen, ändert das nichts.

Für diejenigen aus dem Zentrum der Gesellschaft, dem Teil, in dem die Bewohner vor allem Theorien produzieren, Projekte entwerfen und kulturelles Kapital verteilen, klingt es möglicherweise überraschend oder sogar absurd: Aber nicht nur diejenigen, die frisch ankommen, sondern auch die meisten Alteingesessenen möchten nicht ständig die Perspektive wechseln. Sie finden es Mühe genug, ihre Perspektive aufrechtzuerhalten. Die meisten möchten ihre Lebensweise nicht ständig infrage stellen. Sie möchten nicht unentwegt Verkrustungen aufbrechen. Sie möchten erst recht nicht, dass andere darüber befinden, was bei ihnen als Verkrustung zu gelten hat, um sich dann an das Geschäft des Aufknackens zu machen. Das, was andere Verkrustungen nennen, empfinden sie möglicherweise als Schutz, zumindest aber als stabilisierendes Element in ihrem Leben. Und jeder besitzt das Recht, selbst darüber zu bestimmen, wovon er sich Schutz und Stetigkeit verspricht.

Wenn jemand die Wendung »Verkrustungen aufbrechen« benutzt, dann meint er so gut wie nie seine eigenen. In den wenigsten Fällen fragt er die anderen, deren Verkrustungen er beseitigen will, nach ihrer Sicht – ungefähr so wenig, wie ein Suppenkoch ein Gespräch mit der Schildkröte für nötig hält, wenn er sich daranmacht, ihr den Panzer einzuschlagen.

In Berlin liegen Ankunftszonen, Gebiete der vorläufigen Sicherheit und die Zentralen derjenigen, die über kulturelles Kapital entscheiden, nah beieinander. Manchmal innerhalb des gleichen Stadtbezirks. Ein kleines Landungsgebiet fand sich beispielsweise mehrere Monate lang in einer Unterführung ganz in der Nähe des Innenministeriums in Moabit, wo eine Großfamilie aus Rumänien ihre Schlaf- und Kochstellen eingerichtet hatte. Ein paar Kilometer entfernt findet sich ein Übergang zwischen dem äußersten Rand und der schon relativ sicheren Zone, der im ersten Moment dem Lager in der Unterführung ähnelt. In einem kleinen verwilderten Park eines früher sehr harten Grenzgebiets, nämlich dem zwischen dem Ost- und dem Westteil der Stadt, liegen Sitzpolster halb im Gebüsch, manchmal auch Tüten mit Lebensmittelvorräten, im Sommer läuft Hip-Hop oder Reggae auf einem Recorder. Auf den Polstern und um den Recorder stehen Westafrikaner, ein paar von ihnen kicken einen Fußball dort, wo sich bis 1989 noch ein planierter Streifen vor der Mauer hinzog. Bei dem kleinen Mai- bis Oktobercamp mit Musikuntermalung handelt es sich um einen der Berliner Supermärkte für chemische Substanzen. Das Warenlager mit den schon vorportionierten Plastiktütchen und Pillenbeutelchen befindet sich in den Büschen. Kunden spazieren, radeln, joggen oder skaten vorbei, holen sich ihre vorbestellte Portion ab und ziehen weiter.

Samaan, ein Mann Mitte dreißig mit hochgekämmten dunklen Haaren und getrimmtem Bart, gehört zu denjenigen, die solche Durchgangsgebiete gar nicht erst durchlaufen

mussten. Er lebt einigermaßen sicher in der Zone, die geregeltes Einkommen, Steuern und Krankenversicherung bietet. Im Jahr 2016 kam er von Syrien nach Berlin, ein Jahr später fand er eine Anstellung als Friseur in einem zentral gelegenen, sogar ziemlich teuren Berliner Laden. In seine alte Heimatstadt Latakia am Mittelmeer, sagt er, würde er vielleicht zurückkehren, aber als Besucher. Oder falls sein Aufenthaltsstatus in Deutschland endet. Latakia, sagt er, sei vor dem Krieg eine schöne Stadt gewesen. Er erzählt auf Englisch von dem berühmten Nationalmuseum im Gebäude einer früheren ottomanischen Karawanserei, das wahrscheinlich auf den Mauerresten eines noch viel älteren Hauses steht. Erst 2014 entdeckten Archäologen einen Tunnel, der von dem Museum westwärts zum Hafen führt.

Im syrischen Krieg erlebte Samaan die Belagerung Latakias. Seine Tage verbrachte er damit, Lebensmittel zu organisieren und zu warten. Sobald er sich wieder bewegen konnte, verließ er die Stadt.

»Aber jetzt ist der Krieg doch vorbei?«

»Es gibt keine Sicherheit. Wenn etwas passiert, kannst du nicht einfach die Polizei rufen.« Es gebe zwar Polizisten, leider seien die nicht hundertprozentig von organisierten Kriminellen zu unterscheiden. Eigentlich noch nicht einmal zu fünfzig Prozent.

»Ich wollte immer mein eigenes Geschäft haben. Aber nicht dort.«

An einem Land, meint er, sei das Wichtigste überhaupt das Gesetz. »Das Gesetz ist wie ein Computerprogramm. Es muss ganz oben stehen«, er hebt die Hand über seinen Kopf, »und alles andere bestimmen.« In den wichtigen Dingen müsse man sich darauf verlassen können, dass morgen die gleichen Regeln gelten wie heute.

»Im Jahr 2015 sind auch Leute nach Deutschland gekommen, die sich nicht an das Gesetz hier halten. Was soll mit

denen passieren?« Die Antwort kommt mit einem waagrecht-handkantenschlag durch die Luft.

»Raus mit denen, sofort.«

»Beispielsweise zurück nach Syrien?«

»Ja, sofort.«

Vielleicht würde er auch Johnny zurück nach Ghana schicken, vielleicht auch nicht, solange er keine Gewalttaten begeht. Vielleicht kauft sich Samaan auch ab und zu ein Tütchen Weed.

Wer sich außerhalb der Bereiche umsieht, in denen die Sinnproduktion für den Rest der Gesellschaft stattfindet, entdeckt nirgends größere Entwürfe mit einer Logik, die für alle passen würde. Aber eben auch die Gemeinsamkeit zwischen ansonsten völlig unterschiedlichen Leuten in der Cova de Vapor, in Berlin und anderswo. Sie stehen auf ihrem unsicheren Gebiet ähnlich wie auf treibenden Eisschollen. Alle versuchen, von ihrer kleinen wackligen auf die größere und festere Scholle zu springen und sich dort erst einmal zu halten.

Der Friseurladen, in dem Samaan arbeitet, liegt in der Nähe von Galerien und Kulturinstitutionen, in denen die so wichtige Sinnproduktion stattfindet. Zu dieser Sinnproduktion gehört das Prägen von Begriffen, die Erfindung von Diskussionssträngen, die Entscheidung, was überhaupt diskutiert werden soll (und was nicht). Diese Sinnproduktion braucht kulturelles Kapital und sie vermehrt es gleichzeitig. Samaan lebt zwar ganz in der Nähe dieser Institutionen, dringt aber wahrscheinlich nie in diesen Gesellschaftsbereich ein, obwohl dort die Begriffe Migranten, Migration und das Adjektiv migrantisch in Schriften und Reden verschwenderisch oft auftauchen. Falls er doch in diese Zone kommen sollte – räumlich ein Weg von zehn Minuten, allerdings mit einer für ihn kaum überwindbaren Mauer –, dann würde er feststellen, dass diejenigen, die dort das Wort führen, sich mit dem exakten Gegenteil von dem befassen, was er für wichtig und überhaupt die

Geschäftsgrundlage der Gesellschaft hält. Sie beschäftigen sich mit der Herstellung von Unsicherheit. Und das so systematisch, als würden sie dafür ein Computerprogramm benutzen.

Ihre Formeln dafür heißen Riss im System, Disruption, Umbruch, Abriss, Aufbrechen von Strukturen. Ihre Forderung lautet, dass der Boden um sie herum schwanken und das allermeiste, was auf ihm steht, zum Einsturz bringen soll. Sie verkünden die Lehre vom permanenten, alle mitreißenden Wandel.

Das zentrale Motto der Kuratoren, die vor einigen Jahren die Berlin Biennale organisierten, praktisch vor Samaans Haustür, lautete »The Crack Begins Within«. Aus ihrem langen Manifest lernt der Leser, dass sie, die Kuratoren, und ihre von ihnen ausgewählten Künstler sich selbst als genau diesen Riss sehen, der die Ordnung von innen aufsprengen soll. Sie erzählen darin von der Arbeit, die ihre Künstler erledigen, und den Dingen, die sie zerschmettern (»the work they do, and the things they shatter«). Die Rede ist von dissidentischen Körpern (»dissent bodies«), von einer Antikirche, und tatsächlich liest sich das Manifest, mit dem Alleserschütterer den Kapitalismus zerschlagen wollen (dieser Begriff kommt vor) wie eine inbrünstige Predigt im Prophetenstil.

In dem gesamten Text findet sich keine Spur von Klassenverhältnissen. Noch nicht einmal der Hinweis, dass so etwas wie Ökonomie überhaupt existiert. Es kommen auch keine Wanderer oder Einheimischen vor, die unspektakuläre, aber notwendige Arbeiten verrichten. Das Manifest kreist um Körper, Geschlecht, Rasse, Patriarchat, um die Gründung einer neuen Glaubenslehre. Auch den zum Abbruch freigegebenen Kapitalismus definieren die Autoren nicht als ökonomisches System. Sondern als Religion, deren Götter gestürzt werden müssen: »Die Religion des kolonialen Kapitalismus in seinen vielen Mutationen ist ein krimineller Amoklauf gegen die sich erhebende Mehrheit der Nichtgläubigen. Die wiederum besu-

deln deren bleiche Götter und ihren Fundamentalismus, zerstören ihre Kathedralen und erklären, dass ihre Denkmäler ebenfalls sterben werden.« (»The religion of colonial capitalism, in its many mutations, continues its criminal rampage against a rising majority of nonbelievers. They, in turn, are defacing the old pale gods and their fundamentalism, vandalizing their cathedrals, proclaiming that their statues will also die.«)

Nach der Biennale hätte Samaan gleich die nächste Veranstaltung besuchen können, die ihm erklärt hätte, wie und warum die Ordnung im Westen zerschlagen werden muss. Der Kongress beschäftigte sich sogar mit einem Phänomen, das er als Einwanderer aus dem syrischen Krieg bestens kennt, nämlich Heimatverlust. Allerdings trugen die Kulturbetriebsangehörigen im Maxim-Gorki-Theater das Thema mit einer etwas anderen Stoßrichtung vor, nämlich als Forderung und Verheißung. Ihr Motto lautete »De-Heimatize it«; zur Entheimatung fand in dem Theater eine ganze Serie von Diskussionen statt, welche die Veranstalter unter dem Begriff diskursive Intervention zusammenfassten. In dem Entheimatungskongress ging es ganz ähnlich wie auf der Biennale um Identität, Geschlechterrollen, Kolonialismus, Rassismus, den Zusammenhang zwischen Heimat und rechtem Populismus sowie um die Frage, wie sich das Hergebrachte abräumen und durch neue Strukturen des planetaren Netzwerks ersetzen lässt.

Interessanterweise existiert noch nicht einmal in Berlin ein Netzwerk, das die einzelnen Gesellschaftsteile durch ein Minimum an Gemeinsamkeiten miteinander verbinden würde.

Bei der Forderung nach einem unbegrenzten Abräumen, Aufbrechen und Denkmalsturz handelt es sich natürlich nicht nur um eine Berliner Spezialität. Und auch nicht nur um Rhetorik. Während der Black Lives Matter (BLM)-Kundgebungen zwischen Seattle und Paris fielen reihenweise Denkmale oder sie wurden beschmiert, *defaced*, wie die Statue von Königin Victoria im britischen Leeds. Schon als junge Frau gehörte

Victoria, ebenso wie ihr Mann Prince Albert, zu den unterschiedenen Gegnern der Sklaverei, was diejenigen, die sich an ihrem Denkmalssockel zu schaffen machten, nicht daran hinderte, sie in aufgemalten Botschaften als Profiteure des (in England schon vor Victorias Geburt abgeschafften) Sklavenhandels zu brandmarken.

Während der BLM-Kundgebungen in den USA und anderswo machte ein Buch und sein geschlechtsfluider Autor/Autorin Vicky Osterweil Karriere, »In Defense of Looting«, zu Deutsch: »Eine Verteidigung des Plünderns«, die sich nicht mehr mit dem konventionellen Kuratoren- und Diskursvokabular aufhielt, sondern ganz buchstäblich das Plündern als Mittel zur Beseitigung der bestehenden Ordnung empfahl. Osterweil galt den BLM-Sommer über bei vielen Journalisten als Vertreterin des *radical chic*. Als weiße Mittelschichtsangehörige mit Hang zum Dekonstruktivismus spricht sie vor allem ihre Sprache und sie vergisst nicht die überwölbende Botschaft: Plündern ist ein machtvolleres Werkzeug, um einen echten, anhaltenden Wandel in die Gesellschaft zu bringen.

Durch all diese Kuratorenmanifeste gegen den Kapitalismus, interventionistische Debattenbeiträge, Anleitungen zur Zerstörung und Tonnen ähnlicher Texte, die alle aus dem gleichen Generator zu stammen scheinen, zieht sich gleich ein doppelter Hang zur Abstraktion. Zum einen hüpfte die Sprache von einem oszillierenden Begriff zum anderen – Körper, Geschlecht, Rasse, Patriarchat –, für den es selbst in diesem Milieu keine Definition gibt, auf die sich alle einigen könnten. Zum anderen verschwindet für diejenigen, die ganz oben auf der schwankenden Plattform mit dem Ausblick auf die neue globale Gesellschaft stehen, offenbar die Frage: Was wird aus ihnen selbst? Glauben sie, dass, wenn alles um sie herum wie gewünscht reißt, bricht, bebzt und fließt, ausgerechnet ihr hoher Diskursturm als einziges Menschenwerk weit und breit stehen bleibt? Oder nehmen sie an, dass dann, wenn alle re-

pressiven Verkrustungen aufgebrochen und die letzte Verstrebung des Systems zerlegt ist, immer noch genügend Grundfestigkeit übrig bleibt? Jedenfalls unterscheidet der Wunsch der allermeisten nach Stabilität und der Ruf einer Elite nach Umwälzung die beiden Gruppen schärfer, bestimmt die Gesellschaft stärker, als es materieller Reichtum und materielle Armut tun, Herkunft oder Religion.

Die Parole der Niederreißer und Verkrustungsaufbrecher mit Kuratorenstatus oder einer anderen gut bezahlten Tätigkeit auf den Diskurshöhen könnte lauten: Friede dem Zentrum, Krieg der Peripherie. Vielleicht liegt hier auch die Antwort auf die Frage, warum sie den großen Umbruch, den sie fordern, nicht als Bedrohung für ihr eigenes Lebensmodell empfinden. Sie glauben offenbar tatsächlich, dass die Systemrisse nur durch die äußeren Zonen der Gesellschaft laufen, aber dann genau vor ihren Füßen enden.

Wer Stabilität sucht, muss sich im Konkreten bewegen. Wer die permanente Umwälzung fordert, zieht die Abstraktion vor.

Wer nicht zu den neuen Progressiven zählt, lebt an einem bestimmten Ort. Progressive leben in Themenparks.

Ab und zu begegnen diejenigen, die an einem Ort leben und rechtzeitig woanders ankommen müssen, um dort zu arbeiten, den Statikern, die aus einem Thema heraus leben. Sie treffen sich auf den Straßen, die Mitglieder der Bewegung Letzte Generation zur Blockade des Autoverkehrs besetzen. Wer mit angeklebter Hand auf der Straße sitzt, gehört fast durchweg zur Mittelschicht. Die Pendler, die ab und zu aussteigen und die Blockierer in Selbsthilfe wegziehen, tun das, weil sie sich den Zeitverlust nicht leisten können. In Deutschland ist bisher keine größere Protestbewegung der Mobilen entstanden, keine Entsprechung zu den französischen Gelbwesten, dafür aber das Gegenstück, eine Protestserie, in der Leute mit

einem großen Budget an Tagesfreizeit und orangefarbenen Warnwesten ihre Auftritte so organisieren, dass sie damit Handwerkern und Schichtarbeitern schaden. Es handelt sich um die vermutlich konformistischste Protestform der Welt. Anders als in Paris, wo beispielsweise eine Blockade an der Porte d'Italie von der Polizei ziemlich ruppig aufgelöst wurde, anders als in London, wo Mitglieder der Gruppe Extinction Rebellion die U-Bahn blockierten, von wütenden Pendlern von den Dächern der Bahnwaggons gezerrt wurden und ein Teil der Medien sich auf die Seite der Pendler stellte, berichten deutsche Journalisten überwiegend wohlwollend über die Vertreter der Letzten Generation. Eine Politikerin der Berliner Grünen erschien zu einer Straßenblockade, um den Blockierern ausdrücklich ihre Solidarität zu versichern, eine Bundesministerin der gleichen Partei äußerte zumindest ihr Verständnis.

Dass es diese serielle Protestform von Bürgerkindern überhaupt gibt, sie sich angesichts von Medien- und Politikerlob alle Mühe geben müssen, um einigermaßen subversiv zu wirken, liegt auch an einem Mann, der zu dem innersten Kreis der modernen Gesellschaft gehört, zu dem Milieu, das Themen bestimmt und kulturelles Kapital verwaltet (was faktisch auf das Gleiche hinausläuft).

Nach der Besichtigungstour im Außenbezirk bei Lissabon, dem Zwischenstopp in den Übergangszonen und vor dem Besuch bei einem Arbeiter führt uns der Weg zu Tazio Müller, einem Berliner, für den die Berufsbezeichnung Protest-Entertainer am ehesten passt, vielleicht auch Protest-Entrepreneur.

Müller arbeitete eine Zeit lang für die Rosa-Luxemburg-Stiftung, eine Organisation in der Nähe der Linkspartei. Dort kümmerte er sich um die Verbindung mit der Klimabewegung. Er nimmt für sich in Anspruch, zu den Mitgründern der Bewegung »Ende Gelände« zu gehören, einer Gruppe,

die immer wieder Braunkohletagebaue und Kraftwerke vorübergehend besetzt und generell die fossile Energieerzeugung bekämpft. »Ende Gelände« ähnelt sowohl »Extinction Rebellion« – denjenigen, die in London auf das Dach des U-Bahn-Zugs in der Station kletterten – als auch den Straßenblockierern der »Letzten Generation«.

Im Jahr 2021 gab Müller seinen Job bei der Stiftung auf. Seine Begründung lautete, er sei einfach kein guter Mitarbeiter. »Und ich habe zugegebenermaßen kein kleines Ego.«

Das, was er in Interviews und in seinen Reden sagt – sein Medium ist eindeutig das Mündliche, der Auftritt –, bewegt sich in der Nähe des Kuratorenmanifests vom nötigen Sturz der kapitalistischen Götter und ähnlichen Texten, Aufrufen zum sofortigen Ende der fossilen Wirtschaft wie denen von Greta Thunberg und dem Plünderungslob von Vicky Osterweil. Bei Tazio Müller kommen noch zwei spezielle Verstärker dazu. Wenn er einfach andere kopieren und ihr Material nur neu mischen würde, gäbe es nicht Dutzende Interviews mit ihm, YouTube-Videos von seinen Auftritten, außerdem gut 23 500 Treffer bei Google. Zum einen brachte er mit seinem Sinn für wirksame Kommunikation 2021 in einem *Spiegel*-Interview den Satz unter: »Wer den Klimaschutz verhindert, schafft eine grüne RAF.«

Seine Wendung von der grünen RAF zitierten anschließend Dutzende Medien und Tausende Twitterer. Bei ihm, der schon vorher in öffentlichen Auftritten immer wieder dazu aufgerufen hatte, das Recht im Namen der richtigen Sache zu brechen, besitzt es eine andere Glaubwürdigkeit als bei anderen, wenn er nach dem immer noch wirkungsvollsten Markenzeichen des politischen Extremismus aus der Zeit des Nachkriegsdeutschlands greift. Die RAF verstand unbestritten etwas von politischem Marketing, angefangen mit ihrem Kürzel und dem Maschinenpistolensymbol bis zum Repräsentationsstil ihrer Gründer: Porsche und Pelzmantel bei dem

frühen Andreas Baader, eine Art Mao-Anzug später bei Auftritten vor Gericht.

Wer alles zusammennimmt, die Aktionen von »Ende Gelände«, Müllers Reden vor jungen Klimakämpfern und sein Geschichtszitat, der kann fürchten, hoffen oder einfach nur mutmaßen, in der Berliner Altbauwohnung säße ein neuer Andreas Baader, dessen Untergrundphase noch bevorsteht. Bei Tazio Müller handelt es sich aus verschiedenen Gründen nicht um den nächsten Baader. Allerdings um das wahrscheinlich erfolgreichste Ein-Personen-Unternehmen in dem Kreis der Berliner Gesellschaftsdeuter und Sinnproduzenten. Das liegt an einer zweiten Eigenheit, nämlich der Art und Weise, wie er politische Manifeste mit privaten Bekenntnissen mischt. Bei einem Auftritt auf einer Klimademo ließ er sich von seinem Freund an einer Leine vorführen und trug ein Schild mit dem Slogan *Faggots For Future*. Zu seinen Standards gehört der Satz, er habe kein Problem damit, sich von zehn Männern durchficken und auspeitschen zu lassen, nicht das sei pervers, sondern der Dieselskandal von VW, und der gesamte VW-Vorstand gehöre in den Knast. Als Müller in einem Interview seinen Abschied von der Parteistiftung bekannt gab, erklärte er auch, er werde jetzt neben seiner politischen Arbeit BDSM-Hure. In der deutschen Hauptstadt, wo beim Folsom-Festival Hundemaskenträger im Latexbody mit Schöneberger Anwohnern beim sogenannten Wegebier über die Vorzüge und Schwächen von Netflixserien schnacken, liegt Müller damit zwar nicht ganz im Durchschnitt, aber auch noch nicht wirklich in der Extremzone. Auch außerhalb von Berlin erschöpft sich heute der Provokationswert von Körpern und Sexualtechniken ziemlich schnell – dank der Arbeit des Fernsehens in den letzten dreißig Jahren.

Unkonventionell und extravagant wirkt er eher durch seine Entscheidung, mit einem Autor zu sprechen, der nicht zu seinem Milieu gehört.